

Der Reichstagsbrand-Prozess

Verstücht Meineid zugunsten Popoffs

Berlin, 30. Okt. Im Reichstagsbrandhinter-Prozess sah sich Oberreichsanwalt Werner im Laufe der weiteren Vernehmung des am Montag gehörten Zeugen Sönke veranlaßt, die Inhaftnahme dieses Zeugen wegen Verdachts des Meineides zu beantragen. Es stellte sich im Laufe der eingehenden Befragung des Zeugen heraus, daß er unter Eid unwahre Angaben über das erste Zusammentreffen mit dem Angeklagten Taness gemacht hat. Während der Zeuge erklärte, er hätte Taness als einen Bekannten von Rumänien her auf der Straße getroffen, erklärte nach längerer Vernehmung schließlich der Angeklagte Taness selbst, der Zeuge solle die Wahrheit sagen, er, Taness, kenne ihn nicht von Rumänien her, er habe ihn nur hier kennen gelernt, und zwar durch einen Mittelsmann von Popoff. Auch von diesem Mittelsmann hatte der Zeuge trotz mehrfacher eingehender Befragung nichts erzählt.

Senatspräsident Binger teilte dazu nach kurzer Beratung des Gerichts folgenden Senatsbeschluss mit:

Es ist zu Protokoll festzustellen: Der Zeuge Sönke hat durch die Aussage, er kenne Taness aus Rumänien, habe ihn zufällig auf der Straße getroffen und ihm Quartier angeboten, und er habe seinen Koffer für ihn abgeholt oder erinnere sich dessen nicht, sich des verächtlichen Meineides dringend verdächtig gemacht, da er selbst auf Vorhalt zugiebt, daß er in diesem Punkt bewußt die Unwahrheit gesagt hat. Die vorläufige Festnahme ist von mir ausgesprochen worden. Der Zeuge Sönke ist in vollzähligen Gewahrsam zu nehmen und dort so lange zu behalten, bis der Haftbefehl gegen ihn erlassen wird.

Prozessverlauf

Zu Beginn der Verhandlung bittet der Angeklagte Torgler, eine Erklärung abgeben zu dürfen, um eine wichtige Bekundung zu machen. Die Erklärung wird aber schließlich auf Ersuchen des Vorsitzenden zunächst bis nach der Zeugenvernehmung verschoben.

Der Zeuge Sönke, der als erster heute vernommen wird und bei dem der Angeklagte Taness Ende Februar einige Tage gewohnt hat, sagt aus, er habe am 21., 25. oder auch am 26. Februar Taness, den er 1920 in Bukarest durch seinen Freund kennen gelernt habe, in der Friedrichstraße in der Nähe des Bahnhofes getroffen. Auf seine Mitteilung, daß er keine Wohnung habe, bot Sönke ihm an, einige Tage bei ihm zu wohnen. Wohin Taness dann gezogen ist, weiß der Zeuge nicht. Taness habe kein Gepäck und auch sonst nichts bei sich gehabt. Auf eindringliches Vorhalten kommt der Zeuge jedoch damit heraus, daß Taness ein Paket und Lebensmittel bei sich gehabt habe. Er sei, meint der Zeuge zu seiner Entschuldigung, der deutschen Sprache noch nicht ganz mächtig, da er Auslandsdeutscher und im Kaukasus geboren sei. Ob Taness irgendwelches Gepäck auf dem Bahnhof gelassen habe, weiß der Zeuge nicht anzugeben. Taness habe etwa acht Tage bei ihm gewohnt.

Vorsitzender: Sie sollen Gepäckstücke von Taness vom Bahnhof abgeholt haben.

Zeuge: Ich kann mich dessen nicht mehr entsinnen. Es ist so lange her.

Rechtsanwalt Teichert: Taness sagt, er hätte einen kleineren Koffer gehabt, und den hätten Sie von einem Bahnhof in Berlin abgeholt.

Der Zeuge bleibt dabei, daß er das nicht mehr wisse. Dr. Teichert: Sie sollen den Koffer vom Bahnhof Zoo abgeholt haben?

Senatspräsident Dr. Binger läßt nunmehr durch den Dolmetscher dem Angeklagten Taness vorhalten, daß er immer nur gesagt hätte, Popoff hätte ihm durch einen Mittelsmann die Wohnung besorgt.

Angeklagter Taness: Das ist nicht wahr. Als ich am 21. Februar in Berlin ankam, traf ich mich am Bahnhof Zoo mit Popoff. Popoff gab mir einen von seinen Freunden als Mittelsmann auf dem Wege nach einer Wohnung mit.

Vorsitzender: Herr Zeuge, Sie hören, was Taness sagt. Er hätte Sie doch gar nicht auf der Straße getroffen, sondern Popoff hätte ihn durch einen Mittelsmann zu Ihnen gebracht.

Angeklagter Taness: Popoff weiß ganz genau, wer mich dahin begleitet hat.

Popoff: Ich habe Taness meinem Freunde Peter übergeben. Dieser Peter sollte Taness irgendwo unterbringen. Vorsitzender: Herr Zeuge, kennen Sie einen Peter?

Zeuge: Nein.

Oberreichsanwalt Werner: Kennt Taness den Zeugen schon von früher?

Angeklagter Taness: Ich habe den Zeugen von früher her nicht gekannt. (Bewegung.)

Vorsitzender: Überlegen Sie mal, ob Sie ihn nicht von Rumänien her kennen?

Taness: Ich kenne den Zeugen von früher her nicht. Ich habe ihn hier kennengelernt. Ich möchte den Zeugen bitten, er solle nur die Wahrheit sagen.

Zeuge: Es war ein Mann, der ihn zu mir gebracht hat, (Große Bewegung.)

Vorsitzender (scharf): Wie kommen Sie denn dazu, das einfach abzuschreiten? Habe ich Sie nicht darnach gefragt?

Zeuge: Ich wußte nicht, daß der Mann Peter heißt.

Vorsitzender: Sie haben bewußt einen Meineid geleistet! Ich habe Sie mehrmals gefragt, ob Sie ihn auf der Straße getroffen haben oder nicht. Warum haben Sie den Meineid geleistet?

Zeuge: Ich war mir nicht bewußt, daß ich überhaupt schon einen Eid geleistet hatte. (Bewegung.)

Vorsitzender: Und trotzdem haben Sie mir gesagt, Sie wollten einen weltlichen Eid leisten!

Zeuge: Jetzt kann ich mich entsinnen. Vorsitzender: Es ist jetzt kein Wort mehr zu verlieren. Oberreichsanwalt Werner beantragt die Festnahme des Zeugen wegen Verdachts des Meineides.

Dr. Teichert: Will der Zeuge auch jetzt noch abstreiten, den kleinen Koffer vom Bahnhof Zoo abgeholt zu haben?

Zeuge: Jawohl.

Vorsitzender: Was haben Sie denn für einen Zweck damit im Auge gehabt?

Zeuge: Ich wollte nicht in eine Sache hineinkommen, mit der ich nichts zu tun hatte. Ich dachte, ich würde mich in die Geschichte verwickeln.

Vorsitzender: Das wird ja die Untersuchung alles ergeben. Das Verhör wird darauf zunächst unterbrochen.

Der Zeuge Sönke muß im Gerichtssaal verbleiben und gilt, wie der Vorsitzende erklärt, als einstweilen festgenommen. Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück.

Während das Gericht sich zur Beratung zurückgezogen hat, wird im Gerichtssaal bekannt, daß der Angeklagte Taness dem Zeugen Sönke während dessen Vernehmung in russischer Sprache zugerufen hat: „Sage die Wahrheit, du brauchst dich nicht zu fürchten.“ Diese Bekundung ist von einem der russischen Sprachmächtigen deutschen Journalisten, ebenso aber auch von dem bulgarischen Dolmetscher Papanowitsch gemacht worden.

Senatspräsident Dr. Binger verkündet dann nach kurzer Beratung den bereits bekannten Beschluss des Senats. Der Zeuge wird alsdann abgeführt.

Die Zeugenvernehmung wird dann fortgesetzt. Zunächst wird Kriminalkommissar Bunge, der als einer der ersten Polizeibeamten sich mit der Ermittlung nach den Tätern befaßt, gehört. Ihm lag, da inzwischen eine Trennung der Aufgaben vorgenommen worden war, besonders die Spur-

men. Dr. Kuyppin ist am Brandtage gegen 2 Uhr an den kommunalistischen Fraktionsräumen vorbeigekommen. Er sah, daß die beiden Zimmer voller Menschen waren und hörte Stimmengewirr. Als er am zweiten Zimmer vorbeigegangen war, öffnete sich die Tür hinter ihm und es trat ein Mann mit dunklem, etwas grau meliertem Haar und schmalen Gesicht heraus, der dann in entgegengesetzter Richtung weggegangen ist. Der Zeuge kannte ihn nicht und stellte auch fest, daß es sich um einen Abgeordneten nicht gehandelt haben konnte.

Dimitroff: Ist der Zeuge dort in einem besonderen Auftrag vorbeigegangen oder als nationalsozialistischer Abgeordneter? Sind Sie als nationalsozialistischer Abgeordneter vorbeigekommen? Söhnen Sie sich, das zu sagen?

Vorsitzender (scharf): Diese Bemerkung war wieder vollkommen aus dem Rahmen. Meine Geduld ist jetzt bald erschöpft. Ich habe keine Lust, mit Ihnen immer solche Dispute zu führen.

Dimitroff versucht sich mit einer Erklärung herauszu- reden. Er tue das manchmal ein bißchen grob.

Die Stenotypistin Olga Derr, die dann als Zeugin vernommen wird, arbeitete in der kommunalistischen Fraktion. Im Zimmer 3a, in dem sie in der Hauptkloset ihre Aufgabe ausübte, fand nach ihrer Aussage nur eine einzige Schreibmaschine. Wo die Schreibmaschine verblieben ist, ist der Zeugin nicht bekannt. Sie hat sie dort zuletzt am Samstag vor dem Brande gesehen.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob das Zimmer 3a am Samstag besonders aufgeräumt worden sei und ob alle Sachen herausgebracht worden seien, die nicht speziell der Reichstagsverwaltung gehörten, erwidert die Zeugin: Ich weiß davon gar nichts. Die weitere Frage, ob sie den Angeklagten von der Lubbe als eine Person wiedererkannt habe, die sie einmal im Reichstage gesehen habe, beantwortet sie mit Nein. Ebenso verneint sie die Frage, ob sie die drei bulgarischen Angeklagten jemals gesehen habe.

Im Verlaufe der Vernehmung kommt die Zeugin mit der überraschenden Angabe heraus, daß Torgler am Montag, den 27. Februar, abends, eigentlich nach Chemnitz fahren sollte. Nach ihrer Annahme sei diese Reise aber unterblieben, weil Torgler wegen der Freigabe von beschlagnahmtem Wahlmaterial verhandelte.

Es wird dann wieder ein Reichstagsangestellter verhört, ein Fahrstuhlführer namens Alder, dessen Befundungen über ein Wiedererkennen von der Lubbe jedoch nur recht unsicher sind.

Der Angeklagte Torgler gibt dann folgende Erklärung ab: Ich habe aus der Presse erfahren, daß der Auslöser des Zeugen Gutschke eine Bedeutung beigegeben wird, der mich am Brandtage beim Betreten des Portals II gesehen hat. Ich habe dazu zu sagen, daß ich am Brandtage von 11.15 bis 11.15 oder 11.20 das Reichstagsgebäude nicht auf eine Sekunde verlassen habe. Ich habe mir überlegt, wann der Zeuge Gutschke mich gesehen haben kann und habe festgestellt, daß diese Begegnung zwar erfolgt ist, aber vier Tage früher, am Donnerstag, den 23. Februar, etwa um 3 Uhr.

Vorsitzender: Das Wesentliche ist aber, daß Gutschke bei seiner mehrmaligen Befragung ausdrücklich gesagt hat, daß es am 27. Februar war.

Angeklagter Torgler: Ich halte es für durchaus möglich und denkbar, daß der Zeuge Gutschke sich in dem Tage geirrt hat.

Vorsitzender: Das Wesentliche ist aber, ob Sie dagegen Beweise vorbringen können. Ihre Erklärung allein reicht doch wohl kaum aus.

Nach diesem Zwischenpiel wird die Vernehmung des Zeugen Alder fortgesetzt. Er erklärt auf Befragen von Dr. Teichert, daß ein Speditionsangestellter etwa 8 bis 14 Tage vor dem Brande im Reichstag mit einer Kiste gewesen sei. Dieser Mann sei aber von einem Reichstagsangestellten durch das Haus geführt worden. Er sei auch als Speditionsangestellter durch seine Lederschürze kenntlich gewesen.

Verschiedene Fragen des Angeklagten Dimitroff an diesen Zeugen werden vom Vorsitzenden abgelehnt, da alle diese Fragen bereits ausreichend geklärt seien.

Fraulein Hartmann, Angestellte beim Preussischen Landtag, sagte dann u. a. aus, am 27. Februar vormittags zwischen 11 und 12 Uhr benutzte ich den Fahrstuhl im Erdgeschoß am Bürotor des Preussischen Landtags. Fast gleichzeitig mit mir betrat der Landtagsabgeordnete Koenen in Begleitung eines Mannes den Fahrstuhl. Als nach dem Reichstagsbrand das Bild des Brandhinter in der Zeitung erschien, fiel mir sofort die große Ähnlichkeit mit dem Begleiter des Abg. Koenen auf. Es fiel mir auf, daß beide sich sehr sonderbar anfaßen, besonders Koenen blickte seinen Begleiter sehr sonderbar an. Ich habe sofort danach eine Bemerkung gemacht: „Wenn heute im Landtag nur nicht etwas passiert.“ Ich dachte dabei an die Brände, die kurz vorher im Berliner Schloß und im Rathaus passiert waren.

Die Zeugin ist, wie der Vorsitzende bemerkt, bald nach dem Brande eine Photographie von der Lubbe von der Polizei vorgelegt worden. Sie hat sofort eine auffallende Ähnlichkeit festgestellt und erklärt: „Das ist der Mann, der damals mit Koenen hinaufgefahren ist.“

Von der Lubbe wird der Zeugin aus der Anklagebank vorgeführt und muß vom Vorsitzenden sehr energisch ermahnt werden, sich nicht so widerständig zu zeigen und den Kopf hochzunehmen.

Zeugin: Wollig sicher kann ich nicht sagen, ob es derselbe Mann ist. Ich möchte aber glauben, daß ich mich nicht im Irrtum befinde.

Aus einer Reihe von Fragen, die Dimitroff dann der Zeugin vorlegt, Fragen, die durch die Aussagen schon beantwortet sind, ist wieder eine besonders anmaßende Behauptung hervorzuheben. Er spricht nämlich von einem „weiblichen Bogen“, stellt also diese Zeugin in Parallele mit einem ande-

sicherung ob. Auf dem Balkon des Restaurants war an deutlichen Spuren zu sehen, daß eine Person herumgelaufen war. An Hand von Photographien weist der Zeuge die einzelnen Spuren nach und erklärt, daß sicherlich nur ein Mann tätig gewesen sei. Neben jede Spur wurde ein Zettelnchen geltebt.

Der Zeuge Kriminalkommissar Bunge hält es nach Lage der Dinge für unwahrscheinlich, daß etwa diese Spuren von den Feuerwehrmännern herrührten. Im übrigen hält auch dieser Zeuge die Möglichkeit für gegeben, daß sich ein Täter noch verborgen hielt und dann durch Zettelnchen der Glas- scheibe im zweiten Obergeschoß schließlich doch noch unbemerkt das Haus verlassen konnte. Spuren von einem Abprung in das erste Obergeschoß haben sich allerdings nicht gefunden. Auf weiteres Befragen äußert sich der Zeuge u. a., er sei von vornherein der unumstößlichen Überzeugung gewesen, daß die Schreiben im Reichstagsrestaurant von außen eingetreten worden seien. Eine Reihe anderer Fragen der Verteidiger vermag er nicht zu beantworten, da ihm nur die feuer- und kriminaltechnischen Angelegenheiten seinerzeit oblagen. Er kann sich weiter nicht daran erinnern, daß Major a. D. Weberhädt ihm gegenüber eine Andeutung gemacht habe, daß er von der Lubbe in Begleitung eines anderen fremden Mannes im Reichstag gesehen habe. Er würde aber, wenn diese Mitteilung an ihn erfolgt wäre, Major Weberhädt an einen anderen Beamten verweisen haben.

Es wird dann der nationalsozialistische Reichstagsabgeordnete Dr. Kuyppin aus Reinhardenberg (Kreis Lebus) vernom-

men. Dr. Kuyppin ist am Brandtage gegen 2 Uhr an den kommunalistischen Fraktionsräumen vorbeigekommen. Er sah, daß die beiden Zimmer voller Menschen waren und hörte Stimmengewirr. Als er am zweiten Zimmer vorbeigegangen war, öffnete sich die Tür hinter ihm und es trat ein Mann mit dunklem, etwas grau meliertem Haar und schmalen Gesicht heraus, der dann in entgegengesetzter Richtung weggegangen ist. Der Zeuge kannte ihn nicht und stellte auch fest, daß es sich um einen Abgeordneten nicht gehandelt haben konnte.

Dimitroff: Ist der Zeuge dort in einem besonderen Auftrag vorbeigegangen oder als nationalsozialistischer Abgeordneter? Sind Sie als nationalsozialistischer Abgeordneter vorbeigekommen? Söhnen Sie sich, das zu sagen?

Vorsitzender (scharf): Diese Bemerkung war wieder vollkommen aus dem Rahmen. Meine Geduld ist jetzt bald erschöpft. Ich habe keine Lust, mit Ihnen immer solche Dispute zu führen.

Dimitroff versucht sich mit einer Erklärung herauszu- reden. Er tue das manchmal ein bißchen grob.

Die Stenotypistin Olga Derr, die dann als Zeugin vernommen wird, arbeitete in der kommunalistischen Fraktion. Im Zimmer 3a, in dem sie in der Hauptkloset ihre Aufgabe ausübte, fand nach ihrer Aussage nur eine einzige Schreibmaschine. Wo die Schreibmaschine verblieben ist, ist der Zeugin nicht bekannt. Sie hat sie dort zuletzt am Samstag vor dem Brande gesehen.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob das Zimmer 3a am Samstag besonders aufgeräumt worden sei und ob alle Sachen herausgebracht worden seien, die nicht speziell der Reichstagsverwaltung gehörten, erwidert die Zeugin: Ich weiß davon gar nichts. Die weitere Frage, ob sie den Angeklagten von der Lubbe als eine Person wiedererkannt habe, die sie einmal im Reichstage gesehen habe, beantwortet sie mit Nein. Ebenso verneint sie die Frage, ob sie die drei bulgarischen Angeklagten jemals gesehen habe.

Im Verlaufe der Vernehmung kommt die Zeugin mit der überraschenden Angabe heraus, daß Torgler am Montag, den 27. Februar, abends, eigentlich nach Chemnitz fahren sollte. Nach ihrer Annahme sei diese Reise aber unterblieben, weil Torgler wegen der Freigabe von beschlagnahmtem Wahlmaterial verhandelte.

Es wird dann wieder ein Reichstagsangestellter verhört, ein Fahrstuhlführer namens Alder, dessen Befundungen über ein Wiedererkennen von der Lubbe jedoch nur recht unsicher sind.

Der Angeklagte Torgler gibt dann folgende Erklärung ab: Ich habe aus der Presse erfahren, daß der Auslöser des Zeugen Gutschke eine Bedeutung beigegeben wird, der mich am Brandtage beim Betreten des Portals II gesehen hat. Ich habe dazu zu sagen, daß ich am Brandtage von 11.15 bis 11.15 oder 11.20 das Reichstagsgebäude nicht auf eine Sekunde verlassen habe. Ich habe mir überlegt, wann der Zeuge Gutschke mich gesehen haben kann und habe festgestellt, daß diese Begegnung zwar erfolgt ist, aber vier Tage früher, am Donnerstag, den 23. Februar, etwa um 3 Uhr.

Vorsitzender: Das Wesentliche ist aber, daß Gutschke bei seiner mehrmaligen Befragung ausdrücklich gesagt hat, daß es am 27. Februar war.

Angeklagter Torgler: Ich halte es für durchaus möglich und denkbar, daß der Zeuge Gutschke sich in dem Tage geirrt hat.

Vorsitzender: Das Wesentliche ist aber, ob Sie dagegen Beweise vorbringen können. Ihre Erklärung allein reicht doch wohl kaum aus.

Nach diesem Zwischenpiel wird die Vernehmung des Zeugen Alder fortgesetzt. Er erklärt auf Befragen von Dr. Teichert, daß ein Speditionsangestellter etwa 8 bis 14 Tage vor dem Brande im Reichstag mit einer Kiste gewesen sei. Dieser Mann sei aber von einem Reichstagsangestellten durch das Haus geführt worden. Er sei auch als Speditionsangestellter durch seine Lederschürze kenntlich gewesen.

Verschiedene Fragen des Angeklagten Dimitroff an diesen Zeugen werden vom Vorsitzenden abgelehnt, da alle diese Fragen bereits ausreichend geklärt seien.

Fraulein Hartmann, Angestellte beim Preussischen Landtag, sagte dann u. a. aus, am 27. Februar vormittags zwischen 11 und 12 Uhr benutzte ich den Fahrstuhl im Erdgeschoß am Bürotor des Preussischen Landtags. Fast gleichzeitig mit mir betrat der Landtagsabgeordnete Koenen in Begleitung eines Mannes den Fahrstuhl. Als nach dem Reichstagsbrand das Bild des Brandhinter in der Zeitung erschien, fiel mir sofort die große Ähnlichkeit mit dem Begleiter des Abg. Koenen auf. Es fiel mir auf, daß beide sich sehr sonderbar anfaßen, besonders Koenen blickte seinen Begleiter sehr sonderbar an. Ich habe sofort danach eine Bemerkung gemacht: „Wenn heute im Landtag nur nicht etwas passiert.“ Ich dachte dabei an die Brände, die kurz vorher im Berliner Schloß und im Rathaus passiert waren.

Die Zeugin ist, wie der Vorsitzende bemerkt, bald nach dem Brande eine Photographie von der Lubbe von der Polizei vorgelegt worden. Sie hat sofort eine auffallende Ähnlichkeit festgestellt und erklärt: „Das ist der Mann, der damals mit Koenen hinaufgefahren ist.“

Von der Lubbe wird der Zeugin aus der Anklagebank vorgeführt und muß vom Vorsitzenden sehr energisch ermahnt werden, sich nicht so widerständig zu zeigen und den Kopf hochzunehmen.

Zeugin: Wollig sicher kann ich nicht sagen, ob es derselbe Mann ist. Ich möchte aber glauben, daß ich mich nicht im Irrtum befinde.

Aus einer Reihe von Fragen, die Dimitroff dann der Zeugin vorlegt, Fragen, die durch die Aussagen schon beantwortet sind, ist wieder eine besonders anmaßende Behauptung hervorzuheben. Er spricht nämlich von einem „weiblichen Bogen“, stellt also diese Zeugin in Parallele mit einem ande-

sicherung ob. Auf dem Balkon des Restaurants war an deutlichen Spuren zu sehen, daß eine Person herumgelaufen war. An Hand von Photographien weist der Zeuge die einzelnen Spuren nach und erklärt, daß sicherlich nur ein Mann tätig gewesen sei. Neben jede Spur wurde ein Zettelnchen geltebt.

Der Zeuge Kriminalkommissar Bunge hält es nach Lage der Dinge für unwahrscheinlich, daß etwa diese Spuren von den Feuerwehrmännern herrührten. Im übrigen hält auch dieser Zeuge die Möglichkeit für gegeben, daß sich ein Täter noch verborgen hielt und dann durch Zettelnchen der Glas- scheibe im zweiten Obergeschoß schließlich doch noch unbemerkt das Haus verlassen konnte. Spuren von einem Abprung in das erste Obergeschoß haben sich allerdings nicht gefunden. Auf weiteres Befragen äußert sich der Zeuge u. a., er sei von vornherein der unumstößlichen Überzeugung gewesen, daß die Schreiben im Reichstagsrestaurant von außen eingetreten worden seien. Eine Reihe anderer Fragen der Verteidiger vermag er nicht zu beantworten, da ihm nur die feuer- und kriminaltechnischen Angelegenheiten seinerzeit oblagen. Er kann sich weiter nicht daran erinnern, daß Major a. D. Weberhädt ihm gegenüber eine Andeutung gemacht habe, daß er von der Lubbe in Begleitung eines anderen fremden Mannes im Reichstag gesehen habe. Er würde aber, wenn diese Mitteilung an ihn erfolgt wäre, Major Weberhädt an einen anderen Beamten verweisen haben.

Es wird dann der nationalsozialistische Reichstagsabgeordnete Dr. Kuyppin aus Reinhardenberg (Kreis Lebus) vernom-

men. Dr. Kuyppin ist am Brandtage gegen 2 Uhr an den kommunalistischen Fraktionsräumen vorbeigekommen. Er sah, daß die beiden Zimmer voller Menschen waren und hörte Stimmengewirr. Als er am zweiten Zimmer vorbeigegangen war, öffnete sich die Tür hinter ihm und es trat ein Mann mit dunklem, etwas grau meliertem Haar und schmalen Gesicht heraus, der dann in entgegengesetzter Richtung weggegangen ist. Der Zeuge kannte ihn nicht und stellte auch fest, daß es sich um einen Abgeordneten nicht gehandelt haben konnte.

Dimitroff: Ist der Zeuge dort in einem besonderen Auftrag vorbeigegangen oder als nationalsozialistischer Abgeordneter? Sind Sie als nationalsozialistischer Abgeordneter vorbeigekommen? Söhnen Sie sich, das zu sagen?

Vorsitzender (scharf): Diese Bemerkung war wieder vollkommen aus dem Rahmen. Meine Geduld ist jetzt bald erschöpft. Ich habe keine Lust, mit Ihnen immer solche Dispute zu führen.

Dimitroff versucht sich mit einer Erklärung herauszu- reden. Er tue das manchmal ein bißchen grob.

Die Stenotypistin Olga Derr, die dann als Zeugin vernommen wird, arbeitete in der kommunalistischen Fraktion. Im Zimmer 3a, in dem sie in der Hauptkloset ihre Aufgabe ausübte, fand nach ihrer Aussage nur eine einzige Schreibmaschine. Wo die Schreibmaschine verblieben ist, ist der Zeugin nicht bekannt. Sie hat sie dort zuletzt am Samstag vor dem Brande gesehen.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob das Zimmer 3a am Samstag besonders aufgeräumt worden sei und ob alle Sachen herausgebracht worden seien, die nicht speziell der Reichstagsverwaltung gehörten, erwidert die Zeugin: Ich weiß davon gar nichts. Die weitere Frage, ob sie den Angeklagten von der Lubbe als eine Person wiedererkannt habe, die sie einmal im Reichstage gesehen habe, beantwortet sie mit Nein. Ebenso verneint sie die Frage, ob sie die drei bulgarischen Angeklagten jemals gesehen habe.

Im Verlaufe der Vernehmung kommt die Zeugin mit der überraschenden Angabe heraus, daß Torgler am Montag, den 27. Februar, abends, eigentlich nach Chemnitz fahren sollte. Nach ihrer Annahme sei diese Reise aber unterblieben, weil Torgler wegen der Freigabe von beschlagnahmtem Wahlmaterial verhandelte.

Es wird dann wieder ein Reichstagsangestellter verhört, ein Fahrstuhlführer namens Alder, dessen Befundungen über ein Wiedererkennen von der Lubbe jedoch nur recht unsicher sind.

Der Angeklagte Torgler gibt dann folgende Erklärung ab: Ich habe aus der Presse erfahren, daß der Auslöser des Zeugen Gutschke eine Bedeutung beigegeben wird, der mich am Brandtage beim Betreten des Portals II gesehen hat. Ich habe dazu zu sagen, daß ich am Brandtage von 11.15 bis 11.15 oder 11.20 das Reichstagsgebäude nicht auf eine Sekunde verlassen habe. Ich habe mir überlegt, wann der Zeuge Gutschke mich gesehen haben kann und habe festgestellt, daß diese Begegnung zwar erfolgt ist, aber vier Tage früher, am Donnerstag, den 23. Februar, etwa um 3 Uhr.

Vorsitzender: Das Wesentliche ist aber, daß Gutschke bei seiner mehrmaligen Befragung ausdrücklich gesagt hat, daß es am 27. Februar war.

Angeklagter Torgler: Ich halte es für durchaus möglich und denkbar, daß der Zeuge Gutschke sich in dem Tage geirrt hat.

Vorsitzender: Das Wesentliche ist aber, ob Sie dagegen Beweise vorbringen können. Ihre Erklärung allein reicht doch wohl kaum aus.

Nach diesem Zwischenpiel wird die Vernehmung des Zeugen Alder fortgesetzt. Er erklärt auf Befragen von Dr. Teichert, daß ein Speditionsangestellter etwa 8 bis 14 Tage vor dem Brande im Reichstag mit einer Kiste gewesen sei. Dieser Mann sei aber von einem Reichstagsangestellten durch das Haus geführt worden. Er sei auch als Speditionsangestellter durch seine Lederschürze kenntlich gewesen.

Verschiedene Fragen des Angeklagten Dimitroff an diesen Zeugen werden vom Vorsitzenden abgelehnt, da alle diese Fragen bereits ausreichend geklärt seien.

Fraulein Hartmann, Angestellte beim Preussischen Landtag, sagte dann u. a. aus, am 27. Februar vormittags zwischen 11 und 12 Uhr benutzte ich den Fahrstuhl im Erdgeschoß am Bürotor des Preussischen Landtags. Fast gleichzeitig mit mir betrat der Landtagsabgeordnete Koenen in Begleitung eines Mannes den Fahrstuhl. Als nach dem Reichstagsbrand das Bild des Brandhinter in der Zeitung erschien, fiel mir sofort die große Ähnlichkeit mit dem Begleiter des Abg. Koenen auf. Es fiel mir auf, daß beide sich sehr sonderbar anfaßen, besonders Koenen blickte seinen Begleiter sehr sonderbar an. Ich habe sofort danach eine Bemerkung gemacht: „Wenn heute im Landtag nur nicht etwas passiert.“ Ich dachte dabei an die Brände, die kurz vorher im Berliner Schloß und im Rathaus passiert waren.

Die Zeugin ist, wie der Vorsitzende bemerkt, bald nach dem Brande eine Photographie von der Lubbe von der Polizei vorgelegt worden. Sie hat sofort eine auffallende Ähnlichkeit festgestellt und erklärt: „Das ist der Mann, der damals mit Koenen hinaufgefahren ist.“

Von der Lubbe wird der Zeugin aus der Anklagebank vorgeführt und muß vom Vorsitzenden sehr energisch ermahnt werden, sich nicht so widerständig zu zeigen und den Kopf hochzunehmen.

Zeugin: Wollig sicher kann ich nicht sagen, ob es derselbe Mann ist. Ich möchte aber glauben, daß ich mich nicht im Irrtum befinde.

Aus einer Reihe von Fragen, die Dimitroff dann der Zeugin vorlegt, Fragen, die durch die Aussagen schon beantwortet sind, ist wieder eine besonders anmaßende Behauptung hervorzuheben. Er spricht nämlich von einem „weiblichen Bogen“, stellt also diese Zeugin in Parallele mit einem ande-

sicherung ob. Auf dem Balkon des Restaurants war an deutlichen Spuren zu sehen, daß eine Person herumgelaufen war. An Hand von Photographien weist der Zeuge die einzelnen Spuren nach und erklärt, daß sicherlich nur ein Mann tätig gewesen sei. Neben jede Spur wurde ein Zettelnchen geltebt.

Der Zeuge Kriminalkommissar Bunge hält es nach Lage der Dinge für unwahrscheinlich, daß etwa diese Spuren von den Feuerwehrmännern herrührten. Im übrigen hält auch dieser Zeuge die Möglichkeit für gegeben, daß sich ein Täter noch verborgen hielt und dann durch Zettelnchen der Glas- scheibe im zweiten Obergeschoß schließlich doch noch unbemerkt das Haus verlassen konnte. Spuren von einem Abprung in das erste Obergeschoß haben sich allerdings nicht gefunden. Auf weiteres Befragen äußert sich der Zeuge u. a., er sei von vornherein der unumstößlichen Überzeugung gewesen, daß die Schreiben im Reichstagsrestaurant von außen eingetreten worden seien. Eine Reihe anderer Fragen der Verteidiger vermag er nicht zu beantworten, da ihm nur die feuer- und kriminaltechnischen Angelegenheiten seinerzeit oblagen. Er kann sich weiter nicht daran erinnern, daß Major a. D. Weberhädt ihm gegenüber eine Andeutung gemacht habe, daß er von der Lubbe in Begleitung eines anderen fremden Mannes im Reichstag gesehen habe. Er würde aber, wenn diese Mitteilung an ihn erfolgt wäre, Major Weberhädt an einen anderen Beamten verweisen haben.

Es wird dann der nationalsozialistische Reichstagsabgeordnete Dr. Kuyppin aus Reinhardenberg (Kreis Lebus) vernom-

men. Dr. Kuyppin ist am Brandtage gegen 2 Uhr an den kommunalistischen Fraktionsräumen vorbeigekommen. Er sah, daß die beiden Zimmer voller Menschen waren und hörte Stimmengewirr. Als er am zweiten Zimmer vorbeigegangen war, öffnete sich die Tür hinter ihm und es trat ein Mann mit dunklem, etwas grau meliertem Haar und schmalen Gesicht heraus, der dann in entgegengesetzter Richtung weggegangen ist. Der Zeuge kannte ihn nicht und stellte auch fest, daß es sich um einen Abgeordneten nicht gehandelt haben konnte.

Dimitroff: Ist der Zeuge dort in einem besonderen Auftrag vorbeigegangen oder als nationalsozialistischer Abgeordneter? Sind Sie als nationalsozialistischer Abgeordneter vorbeigekommen? Söhnen Sie sich, das zu sagen?

Vorsitzender (scharf): Diese Bemerkung war wieder vollkommen aus dem Rahmen. Meine Geduld ist jetzt bald erschöpft. Ich habe keine Lust, mit Ihnen immer solche Dispute zu führen.

Dimitroff versucht sich mit einer Erklärung herauszu- reden. Er tue das manchmal ein bißchen grob.

Die Stenotypistin Olga Derr, die dann als Zeugin vernommen wird, arbeitete in der kommunalistischen Fraktion. Im Zimmer 3a, in dem sie in der Hauptkloset ihre Aufgabe ausübte, fand nach ihrer Aussage nur eine einzige Schreibmaschine. Wo die Schreibmaschine verblieben ist, ist der Zeugin nicht bekannt. Sie hat sie dort zuletzt am Samstag vor dem Brande gesehen.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob das Zimmer 3a am Samstag besonders aufgeräumt worden sei und ob alle Sachen herausgebracht worden seien, die nicht speziell der Reichstagsverwaltung gehörten, erwidert die Zeugin: Ich weiß davon gar nichts. Die weitere Frage, ob sie den Angeklagten von der Lubbe als eine Person wiedererkannt habe, die sie einmal im Reichstage gesehen habe, beantwortet sie mit Nein. Ebenso verneint sie die Frage, ob sie die drei bulgarischen Angeklagten jemals gesehen habe.

Im Verlaufe der Vernehmung kommt die Zeugin mit der überraschenden Angabe heraus, daß Torgler am Montag, den 27. Februar, abends, eigentlich nach Chemnitz fahren sollte. Nach ihrer Annahme sei diese Reise aber unterblieben, weil Torgler wegen der Freigabe von beschlagnahmtem Wahlmaterial verhandelte.

Es wird dann wieder ein Reichstagsangestellter verhört, ein Fahrstuhlführer namens Alder, dessen Befundungen über ein Wiedererkennen von der Lubbe jedoch nur recht unsicher sind.

Der Angeklagte Torgler gibt dann folgende Erklärung ab: Ich habe aus der Presse erfahren, daß der Auslöser des Zeugen Gutschke eine Bedeutung beigegeben wird, der mich am Brandtage beim Betreten des Portals II gesehen hat. Ich habe dazu zu sagen, daß ich am Brandtage von 11.15 bis 11.15 oder 11.20 das Reichstagsgebäude nicht auf eine Sekunde verlassen habe. Ich habe mir überlegt, wann der Zeuge Gutschke mich gesehen haben kann und habe festgestellt, daß diese Begegnung zwar erfolgt ist, aber vier Tage früher, am Donnerstag, den 23. Februar, etwa um 3 Uhr.

Vorsitzender: Das Wesentliche ist aber, daß Gutschke bei seiner mehrmaligen Befragung ausdrücklich gesagt hat, daß es am 27. Februar war.

Angeklagter Torgler: Ich halte es für durchaus möglich und denkbar, daß der Zeuge Gutschke sich in dem Tage geirrt hat.

Vorsitzender: Das Wesentliche ist aber, ob Sie dagegen Beweise vorbringen können. Ihre Erklärung allein reicht doch wohl kaum aus.

Nach diesem Zwischenpiel wird die Vernehmung des Zeugen Alder fortgesetzt. Er erklärt auf Befragen von Dr. Teichert, daß ein Speditionsangestellter etwa 8 bis 14 Tage vor dem Brande im Reichstag mit einer Kiste gewesen sei. Dieser Mann sei aber von einem Reichstagsangestellten durch das Haus geführt worden. Er sei auch als Speditionsangestellter durch seine Lederschürze kenntlich gewesen.

Verschiedene Fragen des Angeklagten Dimitroff an diesen Zeugen werden vom Vorsitzenden abgelehnt, da alle diese Fragen bereits ausreichend geklärt seien.

Fraulein Hartmann, Angestellte beim Preussischen Landtag, sagte dann u. a. aus, am 27. Februar vormittags zwischen 11 und 12 Uhr benutzte ich den Fahrstuhl im Erdgeschoß am Bürotor des Preussischen Landtags. Fast gleichzeitig mit mir betrat der Landtagsabgeordnete Koenen in Begleitung eines Mannes den Fahrstuhl. Als nach dem Reichstagsbrand das Bild des Brandhinter in der Zeitung erschien, fiel mir sofort die große Ähnlichkeit mit dem Begleiter des Abg. Koenen auf. Es fiel mir auf, daß beide sich sehr sonderbar anfaßen, besonders Koenen blickte seinen Begleiter sehr sonderbar an. Ich habe sofort danach eine Bemerkung gemacht: „Wenn heute im Landtag nur nicht etwas passiert.“ Ich dachte dabei an die Brände, die kurz vorher im Berliner Schloß und im Rathaus passiert waren.

Die Zeugin ist, wie der Vorsitzende bemerkt, bald nach dem Brande eine Photographie von der Lubbe von der Polizei vorgelegt worden. Sie hat sofort eine auffallende Ähnlichkeit festgestellt und erklärt: „Das ist der Mann, der damals mit Koenen hinaufgefahren ist.“

Von der Lubbe wird der Zeugin aus der Anklagebank vorgeführt und muß vom Vorsitzenden sehr energisch ermahnt werden, sich nicht so widerständig zu zeigen und den Kopf hochzunehmen.

ren Zeugen, an dessen Aussage er auch etwas anzusetzen hatte. Dr. Binger wendet sich dann der Vernehmung des Journalisten Dr. Dröschler aus Berlin zu, eines Mitarbeiters bei dem Presseleiter der nationalsozialistischen Reichstagsfraktion. Dr. Dröschler erklärt u. a., ich kam am Tag des Brandes nachmittags gegen 1/2 5 Uhr durch Portal V in den Reichstag und bemerkte sofort einen intensiven durchdringenden Geruch in der Vorhalle. Es war vielleicht eine Art Benzingeruch oder ein Gas. Ich habe die Beamten darauf aufmerksam gemacht und sie auf die möglichen Gefahren hingewiesen.

Vorsitzender: Sie haben dann noch eine andere Beobachtung gemacht?

Zeuge: Es sollte eine Vernehmung beim Untersuchungsrichter stattfinden. Ich sah dort im Vorzimmer mehrere Personen unter Bewachung sitzen. An eine davon erinnerte ich mich so lebhaft, daß ich ohne weitere Umstände zum Untersuchungsrichter ins Zimmer gegangen bin und zu ihm gesagt habe: „Das sind doch die Bulgaren da draußen. Den einen habe ich schon gesehen.“ Ich erkannte diesen einen genau wieder. Ich hatte ihn im ersten Obergeschoß mit Torgler einmal gesehen. Dimitroff — um diesen handelte es sich — lehnte sich damals neben Torgler über die Brüstung vor den kommunikativen Fraktionszimmern. Ich habe mich im vorigen Jahre mehrere Wochen bei Bekannten in Sofia aufgehalten und mich dabei mit der Geschichte der Stadt und auch mit dem Attentat auf die Kathedrale in der Hauptstraße von Sofia sehr beschäftigt. Es wurde immer die Person Dimitroffs erwähnt. Ich bekam auch Bilder von ihm zu sehen.

Vorsitzender: Nehmen Sie auch jetzt an, daß es derselbe Mann ist?

Zeuge: Die Gewißheit ist ziemlich groß. Der Mann hat ein typisches und so ausdrucksvolles Gesicht, daß ich keine Verwechslungsmöglichkeit sehe. Der Zeuge erklärt weiter, es sei etwa zwei bis fünf Tage vor dem Brand gewesen, als er Torgler mit Dimitroff zusammen im Reichstag gesehen.

Vorsitzender: Haben Sie Dimitroff damals als den Sockler Attentäter wieder erkannt?

Zeuge: Nein. In diesem Augenblick nicht. Die Vermutung, daß es der Sockler Attentäter war, ist mir erst gekommen, als ich zum Untersuchungsrichter ging und dabei an Dimitroff vorbeikam.

Dimitroff muß sich nun erheben und den Zeugen ansehen. Dieser erkennt Dimitroff mit aller Bestimmtheit als denjenigen wieder, der mit Torgler im Reichstag gesprochen hat.

Dimitroff will „das Gedächtnis des Zeugen aufrischen“ und fragt unter anderem: Warum denn der Zeuge ihn nicht wiedererkannt habe, als er ihn mit Torgler sprechen sah. Bessere Ausführungen Dimitroffs, der sich durchaus nicht auf Fragen beschränken kann und fortgesetzt zu Wädhöfers ansetzt, werden schließlich abgebrochen. Es wird wiederum Dimitroff das Wort entzogen.

Senatspräsident Dr. Binger vertagt die Verhandlung sodann auf Dienstag.

Fahrt mit dem Führer

Ein Fahrtgenosse erzählt: So mancher Volksgenosse fragt sich, wie es der Führer fertig bringt, seine umfangreiche Arbeit als Reichsführer zu erledigen und außerdem noch Tag für Tag hinauszufliegen und oft an mehreren Orten in den verschiedensten Teilen des Reiches zu seinem Volk zu sprechen, es anzukurieren für die große Entscheidung am 12. November, bei der es heißt, sich zu entscheiden für oder gegen Deutschland. Ich erinnere mich da eines Tages vor einigen Wochen, an dem wir morgens um 7 Uhr in Berlin nach Frankfurt a. M. starteten, wo der Führer den ersten Spatenstich zum Bau der ersten Reichsautobahn tat. Dann trug uns der silberne Junkersvogel wieder hinauf in die Lüfte, über ein Wolkenmeer hinweg nach Hannover. Wieder zwei Reden des Führers, eine im Stadion und eine in der Stadthalle, und am Abend fliegt der Führer von Hannover nach München, wo ihn noch wichtige Besprechungen erwarteten. Das ist ein Auschnitt aus einem Flugtag des Führers. Auch die Flugstunden geben nicht nutzlos dahin. Borna in der Kabine hat der Führer ein Tischchen, an dem er auch während des Fluges arbeitet. Es liegt ferner eine Fülle von Zeitungen, die ihm der Reichspressechef der NSDAP, Dr. Dietrich vorlegt, er trifft Entscheidungen, nimmt Anregungen entgegen und gibt

Anordnungen, ab und zu bekommt auch der Bordfunker Arbeit, denn die Geschäfte des Reiches gehen ja weiter, auch wenn der Führer reisen muß.

Nun wieder eine große Deutschlandreise des Führers, die zweite im Jahre 1933, die zweite auch als Kanzler des Dritten Reiches. Und abermals erhebt sich die Frage, wie lebt der Führer auf dieser Reise, wie bringt er es fertig, die Strapazen auszuhalten? Bewundernswert ist diese Leistung noch, wenn man berücksichtigt, wie anspruchslos und einfach der Führer lebt, wie anspruchslos und bescheiden er im Essen ist, wenn man ferner weiß, daß er Alkohol und Nikotin meidet.

Der Stab um den Führer sorgt dafür, daß wenigstens das ihm ferngehalten wird, was ihn nicht unmittelbar berührt, bemüht sich, ihm die Fahrt nach Möglichkeit zu erleichtern und wenigstens von den Kleinigkeiten des Tages den Führer zu entlasten, da ihn von der Verantwortung für das Wohl von Volk und Reich niemand entlasten kann.

Da ist zunächst der langjährige persönliche Sekretär des Führers, SS-Standartenführer Schaub, der insbesondere den Schriftverkehr des Führers erledigt und die gesamte Post entgegennimmt. Auf einer solchen Reise wie diese Wahlreise durch Deutschland werden unterwegs Hunderte, ja nach und nach Tausende von Briefen an den Führer abgegeben, von denen er beim besten Willen nur einen Bruchteil lesen kann, nur die wichtigsten. Standartenführer Schaub nimmt all diese Post entgegen. Er bearbeitet die Briefe und gibt sie an die zuständigen Stellen zur Erledigung weiter. Denn von dem täglichen Posteingang kann der Kanzler auch dann, wenn die Briefe dreimal rot unterstrichen den Vermerk tragen „Verfälligkeit“, nur wenige selbst lesen und beantworten.

Da ist ferner der persönliche Adjutant des Führers, SS-Sturmhauptführer Stenger, der insbesondere als Reisemarschall fungiert und der jede Reise fast bis auf die Minute im einzelnen vorbereitet. Jede kleinste Etappe liegt fest. Jede Stunde des Führers ist genau eingestellt, damit das umfangreiche Programm erledigt werden kann.

Es begleitet ferner den Führer der Reichspressechef der NSDAP, und Führer der gesamten deutschen Presse, Dr. Dietrich, der mit seinem Adjutanten Sturmbannführer Alfred Ingemar Berndt die pressmäßige Organisation aller Versammlungen des Führers durchführt und der dem Führer Vortrag hält über die deutsche Presse.

An dieser Reise nimmt auch der Auslandspresseschef der NSDAP, Dr. Hans Fängel, teil, insbesondere wegen der zahlreichen ausländischen Journalisten und Konsularvertreter, die diese Verfassungen des Führers überall besuchen.

Man bemerkt ferner den Führer der SS-Gruppe Ost, Gruppenführer Sepp Dietrich, der seit Jahren für die persönliche Sicherheit des Führers sorgt und dem insbesondere die Abfertigungen und sonstigen Maßnahmen untersteht.

Auf vielen seiner Reisen begleitet den Führer auch sein langjähriger Führer, SS-Standartenführer Schred, der in einem besonderen Vertrauensverhältnis zum Führer steht. Als Sonderberichterstatter der Nationalsozialistischen Parteipresse nimmt an dem Fluge Herbert Seehofer teil.

Am Steuer der dreimotorigen Junkers-G 34, D 2600, die den Namen des Kampffliegers Immelmann trägt, sitzt der Pilot des Führers, Standartenführer Bauer, der schon seit Jahren fast alle großen Flüge des Führers vollbracht hat. Ob Tag oder Nacht, ob Sturm und Regen, ob Nebel und Wolken, für Bauer gibt es keine Hindernisse. Immer wieder findet er einen Ausweg und immer wieder weiß er den Führer sicher und schnell an die nächste Etappe zu bringen.

Und der Führer selbst? Bei aller übermäßigen Beanspruchung verliert er seine Ruhe niemals. Immer bleibt er zu den Mitgliedern des Stabs gleichmäßig freundlich und

liebendwirdig. Ab und zu fliegt einmal ein Scherzwort auf. Dann gibt es wieder ernste Besprechungen; denn auch auf den Reisen arbeitet der Führer manchmal bis tief in die Nacht. Und man frage diese oder jene, die dem Führer einmal irgendwann die Hand drücken durften, ob sie nicht diesen Tag rot im Kalender anstrichen und ob sie nicht bereit wären, sich für diesen Mann bedenkenlos in Stücke reißen zu lassen. Die Antwort kann man im voraus sagen: sie ist ein begeistertes Ja!

Eine kleine bezeichnende Episode für die Hilfsbereitschaft und Güte des Führers

Stuttgart, 20. Okt. Als der Führer am Samstag-Nachmittag im Hotel Viktoria ankam, hatte sich dort ein alter **Waltikum-Kämpfer mit seinen vier Jungen** eingefunden, der seit vier Jahren arbeitslos ist und sich in diesem Jahre zahlreichen Operationen unterziehen mußte, so daß er keinen Beruf als Sattler und Tapezier nur noch sitzend ausüben kann. Die Jungen, die sämtlich gute Handharmonikaspieler sind, wollten dem Führer ein Ständchen bringen. Der Führer ließ zunächst den Mann und seine Jungen, die sehr elend aussehend, bewirten und behielt sie bis zu seiner Abfahrt im Hotel. Inzwischen sorgte er dafür, daß dem Mann eine Arbeitsstelle beschaffen wird und am kommenden Montag wird der Mann zum erstenmal seit vier Jahren wieder am Arbeitstisch sitzen. Dabei muß bemerkt werden, daß der Mann nicht Mitglied der NSDAP ist. Es zeigt sich so wieder einmal, daß der Führer in seiner Hilfsbereitschaft keine Parteigrenzen und keine Grenzen kennt.

Die politische Erziehung des Beamten im nationalsozialistischen Staat

Stuttgart, 20. Okt. Zur Einführung in das Wintersemester 1933/34 der württ. Verwaltungsakademie sprach heute abend im überfüllten Festsaal der Handelskammer Stuttgart der Studienleiter der Akademie, Universitätsprofessor Dr. Gerber-Zübingen über „Die politische Erziehung des Beamten im nationalsozialistischen Staat“. Wie groß das Interesse der Beamenschaft an diesem Vortrag war, bewies der ungeheure Andrang der höheren und mittleren Beamten aus allen Verwaltungszweigen. Auch Reichshofrat Raur, der Schirmherr der Verwaltungsakademie, ferner die Minister Dr. Döhlinger und Dr. Lehnig, wohnten dem Vortrag bei. Der neue Präsident der Verwaltungsakademie, Staatssekretär Waldmann, dankte in seiner Einführungsrede dem bisherigen Präsidenten Kueffer und dem bisherigen Studienleiter Eggelsen von Historius für ihre großen Verdienste um die Akademie und betonte, daß die Verwaltungsakademie sich in diesem Winter zum Ziel gesetzt habe, durch eine Reihe von Vorträgen über Rasse, Volk, Staat und Wirtschaft an der politischen Erziehung der Beamten mitzuwirken.

Der Referent des Abends, Professor Dr. Gerber, führte aus, daß auch der neue Staat Wert darauf legen muß, daß der Beamte nicht verzögert, sondern mit der Zeit fortschreitet. Der Staat als Kulturgebilde steht selbst unter dem Begriff des Fortschritts. Die Wahrheit unserer Epoche ist der Nationalsozialismus geworden. Mit der Machtübernahme durch Adolf Hitler hat sich der Staat von Grund aus erneuert. Die Verwaltungsakademie steht nun vor der neuen Aufgabe, eine Pfanzstätte der nationalsozialistischen Gesinnung unter der Beamenschaft zu werden. Es ist kein Widerspruch, so führte der Redner weiter aus, wenn ich früher die Volltätigkeit der Beamten ablehnte, diese heute aber mit Nachdruck fordere. Im Weimarer Staat war angeht das Kompromißcharakter der Weimarer Verfassung der Beamte der formalistische Vollstrecker einer selbstherrlichen Befehlsherrschaft. Eine politische Erziehung des Beamten hatte unter diesen Umständen keinen Sinn. Es gab nur den Ausweg, den Beamten von jeder Politik fernzuhalten. Heute aber ist der pluralistische Parteienstaat zerbrochen. Aus der nationalen Revolution ist die nationalsozialistische Revolution geworden. Im neuen Autoritätsstaat ist der Beamte nicht mehr Sklave des Gesetzes,

Wer sein Kind liebt, gibt ihm Kathreiner mit Milch!

Jeder ist verdächtig!

Mäffel um den Tod des Malers von der Straat von Reinhold Eichacker.

17. Fortsetzung Nachdruck verboten
„Und der Scheß da ist echt?“ unterbrach Till ihn ruhig. „Ja — er ist echt,“ meinte Brandt. „Der Betrag steht jederzeit zur Verfügung.“
„Wer ist dieser John Dowarg?“
„Dabei wußte man nicht mehr als ich. Der Betrag wurde durch die Post — Postamt 5 — der Bank überwiesen. Durch Verbrief natürlich. Mit der Anweisung, ihn auf Kontokorrent anzulegen.“
„Der Mann hatte also bisher dort kein Konto?“ fragte Kettler ungläubig.
„Nein.“
„Wann wurde das Konto angelegt?“ erkundigte sich Till.
„Vergangenen Montag.“
„Also drei Tage vor dem Mord. Und von wann ist der Brief datiert?“
„Vom Bierundzwanzigsten.“
„Also von heute, einen Tag nach dem Mord.“
„Um.“
Tills Augen blickten abwesend, als schauten sie tief nach innen.
„Sie müssen das Konto sofort sperren und den Betrag übernehmen,“ meinte Kettler entschlossen.
Brandt nickte.
„Das erste ist schon geschehen, das zweite wollte ich vorziehen.“
„Herr Till erwachte plötzlich aus seiner Versunkenheit und klopfte bedächtig die Zigarre gegen den Aschenbehälter.“
„So steht also fest,“ meinte er, „daß der unbekannte Stifter dieser riesigen Summe um den Mord vorher wußte. Denn wenn auch der Brief hier erst heute zur Post kam, so besteht kaum ein Zweifel, daß das Bankkonto nur zu dem Zweck angelegt wurde, diesen Scheß hier zu deden.“

„Donnerwetter!“ machte Kettler vorsonnen.
„Also,“ fuhr Till langsam fort, „muß der Stifter entweder der Mörder selbst sein oder doch sein Vertrauter. Jedenfalls hat er Interesse daran.“
Kettler rutschte nerods auf dem Sessel herum.
„Aber — in Deuteufelsnamen, Till,“ unterbrach er den andern, „was für ein Interesse kann denn der Mörder daran haben, sich selbst die Hände auf den Hals zu legen, einen Preis anzuschreiben für seinen Besteger — für den, der ihn einspängt?“
„Freiheit! Verhöhnung der Polizei!“ knurrte Brandt wild. „Er sah dabei aus wie ein bissiger Dackelhund.“
Till lachte belustigt, wurde aber gleich wieder ernst.
„Sein Interesse geht allerdings in ganz andere Richtung.“
„Und?“ forschte Kettler.
„Er will nur verwirren. Er will sich nur sichern.“
Brandt justete die Schultern.
„Versteht ich noch nicht.“
„Na,“ lächelte Till ihn an, „der Trick ist gar nicht so dumm, daß ihn ein so geschickter Mann wie Sie, lieber Inspektor, nicht sollte durchschauen können.“
Da Brandt nicht genau wußte, ob er diese Worte als Schmeichelei oder als Spott auffassen dürfte, brummte er fragend.
„Gehen Sie, meine Herren,“ fuhr Dr. Till fort, „das Schlimmste für einen Verfolgten ist, wenn alle gemeinsam bemüht sind, ihn zu Fall zu bringen. Was hat auch der Mörder gewußt. Deshalb versuchte er, durch diesen Preis die Verfolger nach allen vier Winden zu treiben. Was wird die Folge sein, wenn 100.000 Mark für den bereitstehen, der das Mäffel löst? Jeder will sie gewinnen. Jeder hat Angst, daß ein anderer sie wegknappst. Also mag keiner dem andern vertrauen, was er ausgespielt hat. Im Gegenteil: jeder wird suchen, den andern auf eine falsche Fährte zu locken.“
„Ein tüchtiger Reimnast löst sich nicht auf eine falsche Fährte locken!“ warf Brandt heftig ein.

Till lächelte spöttisch.
„Na, wie werden ja sehen. Von einer gemeinsamen Jagd auf den Täter ist dann jedenfalls keine Rede mehr. Jeder arbeitet allein und gegen die andern. Der Kampf geht nicht mehr gegen den Mörder, nur gegen die andern, die mitspielen. Das Publikum arbeitet nicht mehr mit der Polizei, sondern gegen sie, für die eigene Tasche. Das muß alles erschweren. Der Plan ist genial ausgedacht. Wir haben es mit einem hochintelligenten Gegner zu tun, der sich ganz sicher weiß, der die Menschen kennt und gewöhnt ist, mit ihnen zu spielen.“
„Zugegeben,“ meinte Kettler ungeduldig. „Aber es spricht doch gegen alle Wahrscheinlichkeit und alle Vernunft, daß ein Mörder von seinem Gewinn 100.000 Mark — hunderttausend Mark, meine Herren! — opfert und wieder zurückgibt, um seine Verfolger zu täuschen und — wie sagten Sie doch? — auseinanderzutreiben. Das klingt so absurd, so ungläubhaft.“
„Doch es richtig sein wird!“ unterbrach Till ihn lächelnd. „Dieser Mörder tut eben nichts, was wahrscheinlich ist. Der ganze Fall ist so unwahrscheinlich wie möglich, ein einziges Mäffel. Und unwahrscheinlich ist es schon gar nicht, was er sich ausgedacht hat. Wir sehen immer nur die 100.000 Mark, wissen aber nicht, wie hoch eigentlich die Beute war, die er gemacht hat. Vielleicht ist dieser Betrag nur ein Bruchteil der Beute, den der Mörder opfert, um alles zu retten. Ein Turmpfeiler im Schachspiel. Von der Straat war mehrfacher Millionär und hatte vielleicht große Werte bei sich.“
Das Telephon schrillte. Kettler griff nach dem Hörer.
„Hallo! Selber hier, ja. Wie? — Also doch richtig! Pardon, ja — Moment!“ Er drehte sich hastig nach Dr. Tills Seite. „Referendarin Klarenbach meldet mir eben, daß Sie recht behielten. Die Sektion der Leiche ergab Tod durch Gift.“
„Ach ja,“ machte Brandt leicht verlegen zu Till hin. „Ich wußte das auch schon. Vergaß, es zu melden. Der nächste Brief da...“
Ein flüchtiges Lächeln lief über Tills Züge.
(Fortsetzung folgt.)

sondern Organ des Volkes. Der Beamte nimmt an der repräsentativen Funktion des Gesetzes teil. Er kann den an ihn gestellten Forderungen nur gerecht werden, wenn er in höchstem Maße politisch ist, denn das Recht anzuwenden heißt, es persönlich verlebendigen. Dazu bedarf es politischer Schulung und Erziehung. Radikal ist zunächst jeder Gewerkschaftsgeist unter den Beamten auszuwirken, an seine Stelle muß der Standesgedanke treten. Ferner muß der Beamte aus einem lebendigen Identität der Befehle zu einem Briefsteller des Staates und seiner Weltanschauung werden. Die dritte Aufgabe betrifft die nach- und mitschöpferische Leistung des Beamten. Das Verhältnis des Beamten zur politischen Führung ist ein anderes geworden. Die Treuepflicht gegenüber einem persönlichen Mittelpunkt, dem Führer, hat wieder einen Sinn. Zusammenfassend betonte der Redner, daß die politische Erziehung die Aufgabe hat, dem politischen Feldherrn eine politische Armee vorzubereiten und gefittungsmäßig in Ordnung zu halten. Diese politische Fucht ist das höchste Gebot der Stunde. Die wirrt. Beamtenchaft steht auf ihrem Posten nach dem Wahlpruch: Furchtlos und treu. Der Redner fand für seine Ausführungen begeisterte Zustimmung.

Hauskonzert bei Friedrich dem Großen

Von Charles Burney (1726-1814)

Aus: Tagebuch meiner musikalischen Reisen

Das Konzertzimmer des Königs hat Sotegel von ganz ausnehmender Größe. Alles Gerät und alle Zieraten in diesem Zimmer sind nach dem allerfeinsten Geschmack. Es steht ein Pianoforte von Silbermann dar, das sehr schön gearbeitet ist. Für Seine Majestät steht ein Kist von Schildpatt, das sehr reich und kunstvoll mit Silber ausgelegt ist. Auf dem Tische liegt ein Verzeichnis der Konzerte, welche sich im Neuen Palaste befinden und ein Notenbuch, worin, wie Seine Majestät es nennen, Solleggi (Nebungen) geschrieben stehen, nämlich Präludien von schweren und geschwinden Sätzen zur Übung der Finger und Zunge, wie die eigentlichen Solleggi zur Übung für die Rechte der Sänger sind. Seine Majestät haben von dieser Art Bücher für die Flügel eines in jedem Musikzimmer aller Paläste.

Ich ward nach einem inneren Zimmer des Palastes geführt, worin die Herren von des Königs Kapelle auf seinen Befehl warteten. Dieses Zimmer war dicht an dem Konzertgemache, in welchem ich Seine Majestät ganz deutlich Solleggi spielen und sich solange mit schweren Passagen üben hörten konnte, bis sie der Musik hereinzutreten verließen. Hier traf ich Herrn Vanda an, der so gut war, mich mit Herrn Quanz bekanntzumachen. Der Duchs dieses berühmten Tonkünstlers ist von ungewöhnlicher Größe, ein wahrer Hercules. Wir gerieten bald in ein musikalisches Gespräch. Er sagte mir, sein königlicher Herr und Scholast spielte keine anderen Konzerte, als die er ausdrücklich für ihn gesetzt hätte, deren Anzahl sich auf dreihundert erstrecke, und diese spiele er nach der Reihe. Die Kompositionen von Graun und Quanz sind schon über vierzig Jahre bei Seiner Majestät in Gnaden gewesen.

Die Musik begann mit einem Flötenkonzert, in welchem der König die Soloflügel mit großer Präzision vortrug. Sein Vortrag war klar und eben, seine Finger brillant und sein Geschmack rein und ungetrübt. Ich war sehr erfreut und sogar erstaunt über die Reizigkeit seines Vortrags in den Allegros sowie auch über seinen empfindungsreichen Ausdruck in den Adagios. Kurz: sein Spielen übertraf in manchen Punkten alles, was ich bisher unter Liebhabern oder selbst von Flötenisten von Profession gehört hatte. Seine Majestät spielten drei lange und schwere Konzerte gleich hintereinander und alle mit gleicher Vollkommenheit.

Herr Quanz hatte bei dem Konzert nichts zu tun, als beim Anfang eines jeden Satzes mit einer kleinen Bewegung der Hand den Takt anzugeben, außer daß er zuweilen am Ende der Soloflügel und Andenzen „Bravo“ rief, welches ein Privilegium zu sein scheint, dessen sich die übrigen Herren Virtuosen von der Kapelle nicht zu erfreuen haben. Die Redenzen, welche Seine Majestät machte, waren gut, aber lang und stübert. Man konnte leicht entdecken, daß diese Konzerte zu einer Zeit geschrieben wurden, da der König noch nicht so häufige Gelegenheiten brauchte, Atem zu schöpfen, als jetzt. Denn in einigen von den sehr schweren und langen Soloflügeln sowohl als in den Andenzen war das Atemholen nötig, ehe die Passagen zu Ende gebracht war. Außer diesen drei Konzerten wurde an diesem Abend nichts weiter gespielt.

Salomonisches Urteil

Von David Hof

Ein Bauer von Maur, namens Gretler, beklagte sich bei dem Landvogt*) über die Unverträglichkeit seiner Frau, die immerfort mit ihm zankte, ihn mißhandelte und ihm sogar in ihrer Wut eine Schale siedenden Kaffee in die Brust gegossen hatte, wovon die Spuren wirklich noch sichtbar waren. Landolt ließ sich mit diesem Manne in eine lange Unterhandlung ein, ohne mit sich selbst einig werden zu können, wer von beiden Eheleuten eigentlich der bössere Teil sein mochte. Endlich sprach er: „Ich sehe wohl, daß du ein geplagter Diab bist, und will dir Recht schaffen. Künftigen Sonntag laß ich dein Weib in die Drille sperren, und dann kannst du den giftigen Satan vor der ganzen versammelten Gemeinde drillen, so lange es dir gefällt.“ Der Bauer erschrak und beteuerte dem Landvogt, dazu könne er sich unmöglich verstehen. Wenn auch böse, so sei sie doch seine Frau, und es stehe ihm nicht an, dieselbe vor den Augen aller Welt der Schande preiszugeben. Er hätte eigentlich nur gewünscht, der Herr Landvogt möchte ihr einen kräftigen Zuspruch halten. Landolt ließ ihn abtreten und die Frau rufen. „Ich höre“, begann er zu dieser, „du lebst in einer schlimmen Ehe und geratest öfters in bestigen Wortwechsel mit deinem Manne. Es muß wohl ein nichtsnutziger Kerl sein!“ „Ja wohl ist er das“, erwiderte das Weib und fing nun an, sich mit geläufiger Zunge in einen ganzen Strom bitterer Klagen über des Mannes Fehler zu ergießen. „Wenn doch so ist“, sprach Landolt, „so werde ich dir wohl Ruhe verschaffen müssen. Weist du was? Wir lassen den Schwere- noster am Sonntag in die Drille sperren, und dann kannst du ihn selbst nach Dergenslust tiranzieren.“ Jetzt funkelten die Augen der Kantippe, und freudig rief sie aus: „Ja, ja, Herr Landvogt! Das will ich mit tausend Freuden tun, ich will ihn drillen, daß er an mich denken soll!“ Ran mußte Landolt, wen er vor sich hatte, und ließ die Känterin zwar nicht drillen, aber doch für ein paar Tage bei Wasser und Brot einsperren, bis sie mürbe geworden war.

*) Der aus Gottfried Kellers Werken bekannte Salomon Landolt, der Landvogt von Greifensee.

„Fuchschlau“ und doch so dumm...

Daß ein Fuchs, dem man doch sprichwörtlich die Schlaueit und Gerissenheit nachrühmt, neben dem Hühnerstall, wo er zuerst gefohlen und gemordet hat, ein „Miederle“ macht, dürfte selten passieren. Jedoch — und das soll kein Jäger- latein sein — in einem Schwarzwalddorf passierte es, daß ein starker Fuchs zuerst einen Hühnerstall ausräuberte, sich voll und dick fraß am Hühnerfleisch, und sich nachher gerade neben den Hühnerstall zu einem „Miederle“ hinlegte und die Sonne auf sich scheinen ließ. Der Fuchs war jedenfalls gut im Schlaf, denn nebstand sagte ein alter Mann Holz. Dieser hatte allerdings den schlafenden Fuchs auch nicht bemerkt, d. h. er hatte ihn für den Hund des Nachbarn gehalten. Auf einmal merkte er der alte Mann, daß der „Schlafgänger“ neben ihm ein Fuchs ist. Der Revier-Jagdaufseher wurde benachrichtigt, der es zunächst nicht glauben wollte, daß Meister Meineke sogar — was sich nachher herausstellte — seinen Hühnerstall plünderte und nach auf des Jagdaufsehers Hofraute das Miederle machte. Nun, dieser freude Besuch im Hühnerstall des Revierjägers kam Meister Meineke teuer zu stehen. Es war das letzte Miederle, das er machte. „Fuchschlau und doch so dumm“ war Meister Meineke, und das kostete ihn das Leben. R. Dörner.

Nachdenkliches

Der Sinn für Gerechtigkeit ist bei dem einzelnen immer dann am stärksten entwickelt, wenn ihm selbst unrecht geschah.

Hätte sich jede Generation stets zur rechten Zeit darauf besonnen, daß sie ihrer Kinder wegen da ist, so wäre der Menschheit viel Uebel erspart geblieben.

Die, die rosten, kamen schon als altes Eisen auf die Welt.

Ist die Rose zu verurteilen, weil sie nicht nützt wie der Robt?

Jeder ist verdächtig!

Räufel um den Tod des Malers van der Straat von Reinhold Eichacker.

18. Fortsetzung

Nachdruck verboten

„Nur zu verständlich, daß Sie es vergaßen, wo Sie den Brief kannten.“

Brandt mußte bei Till nie, wie alles gemeint war, darum schmeig er lieber. Er sah in dem andern nur den Rivalen, den Amateurausfall der hohen Behörde.

Der Landgerichtsrat eriff erneut nach dem Hörer.

„Was hatten Sie sonst noch? — Ne? — So. Ja, das ist selbstverständlich sehr wichtig. Sie melden dann, bitte, wenn noch etwas Neues... Ja, in meine Wohnung.“

„Schön. Dank, Kollege!“ Er legte den Hörer zurück in die Gabel. „Die Reichsdank“ feilt auf das Extrablatt hin mit, daß von der Straat vor sieben Tagen eine halbe Million Mark in bar von seinem Konto abhob. Es fiel der Dank auf, da der Tote sonst stets über große Beträge bargeldlos verfügte.“

„Wahrscheinlich hina das mit der Nette zusammen, die in seinem Brief stand,“ ermah der Inspektor.

„Eine halbe Million Reichsgeld?“ meinte Kettler ironisch. „Soll war nachdenklich erwidern.“

„Dummerwetter!“ Er schloß sich erneut auf den Schenkel. „Wie konnten wir nur diesen Fehler machen und nicht nach dem Safe suchen? Inwiefern muß doch in van der Straats Zimmer ein Safe eingebaut sein?“

Die anderen waren gleich ihm aufgestanden. Brandt zwinkerte schuldbehaftet.

„Es lag alles offen. Ich sah keinen Goldschrank. Wenn Sie's aber wollen, dann können wir ja nochmals alles durchsuchen.“

„Himmelkreuz!“ fluchte der Landgerichtsrat. „Mein Ur- laub! Mein Urlaub! Die Sache wird ständig verzögert und länger. Wo sind diese 500.000 Mark geblieben?“

„Ah — ma — ma — ala — Barbara saß nah am Ab- gang —“

Ruth Schauenburg ließ die Vokale voll ausrollen und schmetterte ihre Schlastriebe von A's töndend gegen die Wände. Dabei tippte sie sich mit der einen Hand gegen die Nasenwurzel, mit der anderen machte sie eine Bewegung, als habe sie den Ton von der Nasegegend zum Mund.

„Hören Sie, Mabelkind, da muß der Ton sitzen! Hier oben! Mund, voll muß er sein! Nicht so flach, daß er schmerzt.“

Mabel v. Schleicher versuchte vergeblich, den Klang nach- zuahmen. Sie rang ihre Hände.

„Na ja, wenn es so schwer ist!“ sagte sie entschuldigend, als sie andere lachte. „Wozu braucht man das alles?“

Die Künstlerin hob leicht die Brauen.

„Nur muß man sprechen können, bevor man schau- spielen kann. Ihr alaubt natürlich, gleich oben beim Ge- fola beinhalten zu können. Lernen will von euch keines. Kunst kommt vom Können. Nimmes!“

Das hübsche junge Mädchen hob die Lippe kokett vor und sah in den Spiegel.

„Was — das sagen sie alle, um uns abzuschrecken! In Wirklichkeit kommt es auf ganz etwas anderes an als aufs Sprechen.“

„Und das ist, kleine Weisheit?“

„Daß man hübsch ist und den Männern gefällt!“ kam es schnippisch. „Neute laufen doch die Männer nicht ins Theater, um sprechen zu hören, sondern um nette Gesichter und solche Weine zu sehen. Wenn ein Mädchen hübsch ist und Sex anwech hat, kann sie ruhig sprechen, als hätte sie eine Karloffel im Munde. Ich bin doch kein Kind mehr! Ich hab' doch Frauen im Kopf, um zu sehen!“

Ruth Schauenburg nahm, ohne etwas zu sagen, das Nebenbühnen und schob es der anderen zwischen die Hände.

„Was ist?“ fragte Mabel, verblüfft um sich schauend.

„Nehmen Sie Stunden bei einer Massent!“ Da kann man das lernen, was Sie spielen nennen. Nicht bei mir! Bei mir nicht!“

Ihre großen Augen flammten vor Zorn, wie sie mit Be-

Verhollenes Waldgewerbe

Die Woche des deutschen Handwerks weckt allerlei Erinne- rung an verhollenes Waldgewerbe. In Gegenden mit Bauernwäldern, so im Rurgtal und auf der Höhe zwi- schen Eng und Rogold, blühte die Darggewinnung. Gleich im Frühjahr begann man damit, die Tannen oder Fichten zu reifen, d. h. mit einem besonderen Messer an jedem Stamm 2 bis 4 Streifen von 2 1/2 Zoll Breite und 3 Schuh Länge aus der Rinde herauszubringen. Im Juli krahete der Waldbauer das in den Riefen angelegte Harz heraus und sammelte es in Gefäßen; im Herbst wurde diese Arbeit oft ein- bis zweimal wiederholt. Auf einen Baum rechnete man im Durchschnitt 1 1/2 Pfund Harz, und dieses gab halb soviel Pech. — Sobald im Spätjahr die Fichtenschäfte ruhten, begann das Pechsieden. In einem kupfernen Kessel wurde das Harz, mit wenig Wasser gemischt, zum Kochen gebracht. Dann schöppte man die heiße Masse in einen Saß, presste diesen aus und sammelte das ausfließende Pech in kegelförmigen Tonnen. Es wurde unter dem Namen „Terpen- tinpech“ verkauft und zum Verfeinern der Bierfässer verwendet. — Die im Pechsaß verbliebenen Rückstände, die Bechtrieben, wurden dem Kleen zuhelfen zugeseitet. Dieser bedurfte zu seiner Arbeit eines besonderen Ofens, der sich aus Feuer- raum, Rauchfang und Rauchkammer zusammensetzte. Im Feuerraum wurden die Bechtrieben (oft auch Tannennadeln) einer lebhaften Verbrennung unterworfen. Der entstehende Kienrauch zog durch den langen Rauchfang in die Rauch- kammer, eine vieredige, aus Holz oder Stein erbaute Hütte. In ihren Dachraum führte eine breite Öffnung, über welche sich ein pyramidenförmiger Saß aus grobem Flanell spannte, der oben mittels eines Stodes befestigt war. An der Innen- seite dieses Flanell-Saßes sammelte sich der mit dem Rauch abziehende Harzsaß. So oft das Gewebe dadurch verstopft war und der Luftzug stockte, mußte es abgelöst werden. So sammelte sich der Raß mehr und mehr auf dem Boden der Rauchkammer an. Sobald das Feuer erloschen war, wurde der Raß in Gefäße gefammelt und in Tonnen oder in Schach- teln von Tannenholz verladen. Bei Enzlinsterle bestand noch im Jahr 1860 eine Kienraßbrennerei. — In abgelegenen Waldgegenden fristete der Teer- oder Schmier- sieder sein bescheidenes Dasein. Gegen einen jährlichen Pacht von 30-40 Gulden wurde ihm ein ausgedehntes Wald- gelände mit dem nötigen Kienholz überlassen. Der Schmier- ofen bestand aus zwei senkrechten, ineinandergestellten Wad- steinröhren. Die innere diente als Schmelzgefäß (Retorte) zur Aufnahme der durch Verfeinerung von Fichtenästen ge- wonnenen Kienholzhilpen; in der äußeren brannte das Feuer, das die Abdcheidung der flüchtigen Stoffe aus dem Knippen („trodene Destillation“) veranlaßte. Am Boden des Schmelzgefäßes sammelte sich das braunrote, flüchtige Ter- wasser; später entwand das Kienöl und zuletzt die eigentliche Schmiere, die als Karrensalbe verwendet wurde; als Rück- stand blieb das sog. „Schwarze Pech“. Die Holztaer-Häfler wurden nach Justinius Kerners Wäldbadbeschreibung auf Höhen bis nach Holland verfrachtet. Der Reingewinn des Schmierfieders betrug bei einem Schmelzgefäß 6 Gulden, im ganzen Jahr gegen 200 Gulden. Der Calmbacher Bürger Rathias Sieb besaß vor 130 Jahren im Dürren Grund (Klein- enzal) noch eine Schmierhütte. — Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren im Enzstal, namentlich um Calmbach, auch verschiedene Aschenhütten in Betrieb. Hier wurde aus kaltrischen Pflanzenaschen die Pottasche gewonnen. Am gereinsten war Eichen- und Buchenholz. Letzteres ergab auf 45 Pottner Holz 45 Pfund Asche, darunter 5 Pfund Pottasche, also eine Aschenausbeute von rund 10 v. H., während diese beim Tannenholz nur etwa die Hälfte betrug. Nach der Ent- deckung der großen mitteldeutschen Kalisalzlager waren diese Betriebe nicht mehr lebensfähig. Die Robasche wurde auf den Wäldern umständlich ausgelaugt, wobei man eine Lösung erzielte, die einen Kaligehalt von 12-14 v. H. hatte. Daraus wurde in den Siedekesseln die Robpottasche gewonnen, und aus dieser endlich im Kalzinierofen nach 18-24 Stunden die gereinigte Pottasche. Nach einem Bericht des Reichsgrafen v. Sponel war um 1806 auch in Reichental (Rurg) noch eine „beträchtliche Pottaschenfiederei“ in Gang; die Asche wurde dort größtenteils in den Häusern ersammelt, seltener noch durch Verbrennung von Farnkräutern und Spänen gewonnen. — In Calmbach bestand auch eine Heilung eine Kiechütte. Hier wurde aus den Blättern des Sauerlaes das Kieralz

(Fortsetzung folgt.)

gewonnen. Ehemals wurde von dieser Gegend aus ein großer Handel mit Sauerkeesalz nach Holland und England getrieben, und es befinden sich jetzt noch (1899) einige Fabriken in dem Engtal, welche dieses Salz aus der so häufig in den Wäldern wachsenden *Opalis acetosella* bereiten (Justinus Serener). Und der ehemalige Oberforstmeister des Neuenbürger Oberforsts, der schon genannte Graf v. Sponen, weiß zu berichten: „Selt 1808 ist in Englöcherle eine Sauerkees-Fabrik errichtet worden, wozu der Sauerkees aus den Höffelster, Englöcherle- und Wildbader Revieren gegen jährliches Konzessionsgeld von 20 Gulden erlassen werden darf. Bald darauf wurde noch eine zweite Fabrik in Kapfenhardt, Langenbrander Reviers, angelegt, wozu gegen 30 Gulden in den Langenbrander, Liebenzeller, Calmbacher und Schwammer Revieren Sauerkees erlassen werden darf.“ — Daß manche der geschiedenen Erwerbszweige gar nicht so unbedeutend waren, wie man heute vielleicht annehmen möchte, geht aus einer Bemerkung des Neuenbürger Oberamtmanns Kausler (1819) hervor: „In der Gegend um Wildbad sind 5 Teerbrennereien, 3 größere und 2 kleinere. Eine der größeren lieferte jährlich 220 bis 230 und eine kleinere 110 bis 120 Zentner Teer. Im ganzen können jährlich 900 Zentner gewonnen werden. Bei Englöcherle ist eine Sauerkeesfabrik angelegt (sie muß also mindestens 16 Jahre in Betrieb gewesen sein!), in der jährlich 80 bis 100 Zentner gewonnen werden. Eine ähnliche bei Berrenauß bestandene Fabrik hat im Jahr 1817 wieder aufgehört.“

Wildbads älteste Gasthäuser

zugleich ein Beitrag zu der Geschichte des Wirtsgewerbes in Wildbad.

Bei des Hiers gehaltenen Umfragen bei alten Leuten in Wildbad, welches wohl die ältesten Wirtshäuser seien, konnten nur Vermutungen festgestellt werden. Die „Sonne“ wurde als sehr alt bezeichnet, ebenso der „Adler“, nicht aber 3. A. der „Goldene Ochse“. Historische und zugleich kulturgeschichtliche Angaben seien daher hier gemacht und festgehalten.

Kaddeu „M. Johann Deuser, gewesener Spezial-Superintendent in seinem bei Balthasar Kühnen, Wm. im Jahre 1666 gedruckten und von M. Samuel Gerlach / heutigem Spezial-Superintendenten in Wildbad neu bearbeiteten Büchlein über „Heilkamer und nützlicher Gebrauch des Wild-Bads im Bergopatum Württemberg“ über Wildbads Lage sich also verbreitet hat: „... Es (das Wildbad; der Verfasser) liegt an einem / klaren Fluß / von unralten Zeiten AE. neas. ist die Eng / der bey vier oder fünf Stund oberhalb / auf dem Gebirg / in der Morthenau entspringet / die bei Bässinbeim / ungefähr zehen Meil von seinem Ursprung / in den Keller fließt / und

mit edlen Fischen / Forellen und Kischen / gleichsam überfüllt ist; Nebenbei liegt es tief unten in einer schmalen grünen Auen / ringsümbet mit hohen Bergen und Wäldern umgeben; Dann der Ort war / da es anfangs erlunden / eine laudere Wildnis und Wüstenei / unbewohnt un angebaut / und eine sehr gefährliche Revier / so wohl wegen der darinnen befindender wilden Thier / daher es auch / vermutlich / den Namen von dem Norden bekommen / und die Morthenau oder Morthenau genennet worden / ist aber / nach Erfindung dieses Wunder-Bads / nimmer mehr un mehr von solchem vernünftigen und unvernünftigen Ungeheuer geläubert / bewohnt / viel Wälder ausgerottet / und zu Acker und Wiesen gemacht worden; werden Wirtshäuser genant.

Der Wirtshäuser für die Badgäste und andere / hat es / da ihrer vor der leidigen Kriegs-Brust / in und außerhalb dem Städtlein Cuffe (eif) / längsten zuvor aber viel mehr sich befunden / ist und nicht mehr als Sechse / der Adler / große Christow / Bähre / Hirsch und Spieß / welche fünf in dem Städtlein / und eines in der Barstadt / zum Ochsen (Unterstreichungen v. Berichtsfatter).

Die Herbergen insgemein sind mit vielen notwendigen Gemachen / reinen Betten / gesunden Zweifen / alten und neuen guten Weinen / und anderer Rothdurft / noch eines jedem wohlgefälliger Gelegenbeit / auch Fürsten un andere große Herren nach Würden zu tractiren / reichlich versehen / und werden allerhand Virtuosen / auch Wildpret / Vögel / Lax / Salmen, Grundeln / Krebse / und andere Fische / so die Eng nicht giebet / auf der Nähe häufig hinzu gebracht / un da um ein leidliches geschret. Und ist sich auch sonderlich zu verwundern / daß rund um das warme Hall-Water herum / so viele herrliche frische / kalte und gesunde Brunnquellen / die überall in dem waldichten Gebirgen und Wiesen / und daher neben vielen gemeinen / und dem schönen / von Ferdinand dem Ersten / damals Römischen König / erbauten Nord-Markt-Brannen / so zwölf große und starke Röhre treibet / und nur 90. Schuch von den warmen Quellen ist / ein jeglicher Gastgeb und andere Bürger mehr / ihre eigene kalten Brannen in ihren Küchen und Häuser haben / So mangelt es auch nicht an Gärten / Sälen und dergleichen Orten / da die Badgäste ihre ehrliche Kurzweil haben können / welche aber noch nicht alle / sint letzter leidiger Brust / und der Burgerichafft dadurch zugezogenen Verderbenshalben / bisher in ein völliges Ruftnehmen haben können gebracht werden.“

Aus diesen Angaben ist zu entnehmen, daß der Gasthof zum Ochsen offenbar der älteste einer ist, wenn man an die noch vorhandenen denkt; da die nicht mehr vorhandene Wirtshaus zum Hirschen (jetzt Dragerie Klappert) hat ebensoviele auf ihrem ursprünglichen Platz gefunden, wie auch der Ochsen jener Zeiten möglicherweise bezüglich Platz oder Lage nicht identisch sein kann mit der jetzigen des heutigen Goldenen Ochsen.

So muß es bleiben!



also eine längere Strecke als von Jamboli bis nach dem Ratonde-Hochland.

Wer gab den Befehl?

Es ist bis heute noch nicht aufgeklärt worden, wer eigentlich den Befehl zur Umkehr gegeben hat. Es findet sich auch in der berühmten Geheimakte „Chinasache“ unter der die Afrikafahrt des L. 59 in der Kriegszeit geführt wurde, kein Vermerk darüber. Tatsache ist, daß Lettow-Vorbeck zu jener Zeit, da der Funkpruch gegeben wurde, keineswegs in Bedrängnis war, daß er im Gegenteile gerade neue militärische Erfolge im Ratonde-Hochland hatte, daß er erst Wochen später mit seinen Tapferen in die Hände der Feinde fiel.

Es gibt eine Theorie, die viel Wahrscheinlichkeit für sich hat: daß der Funkpruch, der den Befehl zur Rückfahrt gab, von England aus, sei es durch einen Spion aus Kanan oder von einem englischen Sender aus, gesandt wurde. Daß der vorzüglichen Spionage-Organisation der Engländer waren sie vermutlich auch über die Afrikafahrt des deutschen Luftschiffes orientiert und haben mit dem Funkpruch eine gewisse Gegenmaßregel getroffen.

Dennoch steht die Afrikafahrt des L. 59 einzig in der Geschichte der Luftfahrt als Blontierleistung da.

Am 7. April 1918 flog L. 59 zu seiner Todesfahrt auf. Ueber der Straße von Toronto wurde das Luftschiff abgeschossen und stürzte brennend ins Meer. Kapitänleutnant Vockholt fand mit seiner tapferen Besatzung den Tod. Ein schlichter Stein in Jamboli gedenkt noch heute der Helden. (Fortsetzung folgt.)

Ritter der Luft: Zeppelinhelden im Weltkrieg

Die Afrikafahrt des L. 59 / Chinasache

Aufflieg

Unter den Hochrufen der Deutschen und Bulgaren in Jamboli flog L. 59 auf. Mit 70 Stundenkilometern Geschwindigkeit feuerte das Schiff zunächst Kurs Adrianopol. Bei günstigen Winden ging es dann über das Marmarameer bis nach Banderma an der kleinasiatischen Bahnlinie.

Dann geht die Fahrt Stundenlang, tag- und nachtlang über historischen Boden. Ueber klassische Stätten der Antike. L. 59 zieht seine Bahn über das griechische Inselmeer, über leuchtende Berge und zerklüftete Dünen.

Mit der Insel Kos im Vorderis, jenem innersten Gipfel des Meerbusens, in den der Mäander mündet, war die Gefährdung erreicht. Von hier aus muß der Kommandant, Kapitänleutnant Vockholt, den Vorkurs ins Mittelmeer wagen. Aber L. 59 kann hier noch ein Gefühl von Geborgenheit haben: Deutsche Flieger legen in diesen Raum Luftsperte für L. 59.

Gegen Abend kommen die Lichter von Kreta in Sicht. Am Nachthimmel des Mittelmeers glimmern die Sterne mit glühendem Funken. Dieses seltsame Klimmern verheißt nichts Gutes. Die Hindfärde nimmt von Viertelstunde zu Viertelstunde zu. Die Funkstation meldet: „Starke Luft, elektrische Störungen“.

Wieder im Gewitter

Von der Plattform berichtet der Segelmacher: „Witze von Wolke zu Wolke“. Es gibt aber nur eins für L. 59: durch! Wieder umkehren? Das kommt nicht in Frage. Witze suchen um das Schiff.

Sin und wieder blitzen durch Wolkenlücken hindurch einige Lichter vom Mittelmeer herauf. Es ist der Feuerchein der Dampfsterkel, der zu den Schornsteinen hinausgeht.

Die elektrischen Luftströmungen werden so stark, daß die Antenne des L. 59 eingeholt werden muß und die Funkstation ausgeschaltet ist. Es beginnt hart zu regnen. Das Wetter, Himmel und Meer, scheinen sich gegen die Afrikafahrt des Schiffes verschworen zu haben. L. 59 tanzt in Sturm und Regen zwischen Höhen und Tiefen hin und her. „Blühlich Alarm von der Plattform: „Schiff brennt!“

Aber es ist Gott sei Dank nicht so schlimm. Der Segelmacher hat sich getäuscht. Was er feht, ist St. Elmfeuer. Alle Metallteile leuchten bläulich-violett.

Aber jetzt kommt L. 59 allmählich heraus aus der Wetterbank. In der Morgendämmerung, die nur ein paar Minuten in diesen Breiten dauert, trocknet das Schiff schnell. Es wird leichter und steigt.

Afrika!

In der Ferne erkennt man durch die Doppelgläser einen nebelgrauen Strich: die afrikanische Küste. Zum ersten Mal fährt ein deutsches Luftschiff über afrikanisches Land.

Der Golf von Sotum kommt in Sicht. Das Luftschiff überkreuzt die Küste.

Und jetzt geht es über die Unendlichkeit der Libyschen Wüste. Hier und da, nach Stunden und Stunden, einmal eine Dase. Ganz vereinzelt auch einmal eine Karawane, die erschreckt auseinanderbricht. Sonst aber nichts als die Ewigkeit der gelben, sandigen Wellenberge. Kilometer um Kilometer.

L. 59 fliehet fast genau Nord-Süd-Kurs. Die Temperaturunterschiede zwischen dem wärmeren Wetter in Europa und dem tropischen Klima Afrikas machen sich durch abnormes Ansteigen des Thermometers bemerkbar. Die Hitze beansprucht die Motoren und das Getriebe aufs stärkste. In die Eintönigkeit der Fahrt bringen zweiwellen Meldungen der

Großfunkstation Rauen. Bis hierher, bis in die Wüste, geht ihr Bereich!

L. 59 nähert sich jetzt dem Nil. Als die Abendröte schon den Himmel bedeckt, sieht man voraus eine langgestreckte Wolke, die in reinem Purpur glänzt. Eine Gata Morgana? Man steuert näher an die Wolke heran. Und entdeckt plötzlich, daß sie aus einem Zug rosensarbener Flamingos besteht. Das Nilal aufwärts geht die Fahrt nach Süden. Immer nach Süden.

Ueber den Sudan

Das Luftschiff fährt wieder durch die Nacht, fährt über den Sudan. Navigiert nach den Gestirnen. Im Jodiasfalllicht sieht man gespenstisch die Silhouetten hoher Berge.

In der ersten Fröhe des Tages taucht Chartum auf. Es ist jetzt nicht mehr weit bis zu Lettow-Vorbeck. Kommandant und Besatzung atmen auf. Jetzt ist es sicher, daß man bis zum Ratonde-Hochland kommen wird. Die Expedition muß glücken, die Expedition wird glücken.

Funkbefehl: „Zurück!“

Da kommt plötzlich ein Chiffre-Funkbruch des Admirals: „Letzter Stützpunkt Lettow-Vorbeck, Kevala, verloren gegangen. Ganzes Ratonde-Hochland im Besitz der Engländer. Teile Lettow's gefangen. Rest nördlich hart bedrängt. Sofort umkehren!“

Wer kann sich vorstellen, wie es in diesem Augenblick an Bord des Luftschiffes, wie es in jedem einzelnen Mann da oben ansieht! Umkehren! So kurz vor dem Ziel! Was und Verzweiflung. Die Fünfte ballen sich. Aber es hilft nichts: L. 59 muß umkehren.

Das Schiff fährt zurück. Fährt zurück durch hunderteile neue Gefahren, hat den Auftrieb verloren, muß Lasten und Munition abwerfen, windet und schlängelt sich durch die feindliche Aufmerksamkeit, durch die meteorologischen Gefahren zurück nach Jamboli. Sehr im ganzen 6757 Kilometer zurück.

Eine Luther-Postkarte der Reichspost



Anlässlich des 450. Geburtstages Martin Luthers gibt die Reichspost eine neue Postkarte heraus, die auf der Vorderseite ein Porträt des großen Reformators nach dem bekannten Holzschnitt von Lukas Cranach zeigt

